

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 134 (1993)

Artikel: Vreni oder: Der Weg zum Licht
Autor: Riedmiller, A. / Pfitzenmaier, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1033737>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vreni oder: Der Weg zum Licht

Wie sieht es hinter den Klostermauern aus, wo liegen hier Glück oder Probleme, fragten sich der Autor Gerd Pfitzenmaier und der Fotograf Andreas Riedmiller, als sie das Bergkloster Maria Rickenbach entdeckten und dann durch eine lange Zeit immer wieder besuchten. Ein Kapitel daraus dürfen wir hier weitergeben.

Alles wegen Vreni! Dieses Mädchen hat die Schwestern in Maria Rickenbach schon etliche Wochen vor ihrer Ankunft auf dem Berg ganz aus dem Häuschen gebracht. Ein wenig durfte sich, wer diese Phase miterlebte, an die eigene Schulzeit erinnert fühlen, an die Tage vor den Ferien, die von der Vorfreude auf die freie Zeit, aber auch vom bangen Erwarten des Zeugnisses bestimmt waren. Hin und her

gerissen zwischen diesen seltsamen Stimmungen waren auch die Frauen. Kein Gespräch schien mehr möglich, das nicht bei dem einzigen jetzt wichtigen Thema anlangte: Endlich kommt eine neue Kandidatin.

Viele Jahre haben die Rickenbacher Schwestern vergeblich darauf gewartet. Ab und zu hatte sich ein junges Mädchen bei ihnen gemeldet und den Wunsch geäußert, ins Kloster einzutreten. Keine aber hatte die gut fünf Jahre währende Prüfzeit als Kandidatin, später als Novizin, bis zur Profess-Feier durchgestanden. Alle waren sie gescheitert bei dem Versuch, ihr Leben gänzlich umzukrempeln: sich einzufügen in die Gemeinschaft, sich unterzuordnen unter die benediktinische Regel.



Bevor Vreni ins Kloster kam, leitete sie einen kleinen Lebensmittel-Laden. Jetzt lernt sie, den Webstuhl zu bedienen. Wo sie später im Kloster eingesetzt wird, ist noch unklar. Jede Schwester muss die Aufgabe übernehmen, die ihr die Priorin zuteilt.

Dann endlich sass Vreni beim Kaffee im Gästeraum des Klosters. Der Vater und die Mutter hatten das Mädchen begleitet. Sie assen Kuchen und redeten, und wenn sie scherzten, lachte Vreni.

Die Schwestern von Maria Rickenbach erwarteten Vreni mit Freude: Viel häufiger als üblich huschte eine der Frauen durch den Raum. Ab und zu rückte eine die Schiebetür der Durchreiche zur Seite, um einen Blick ins Zimmer zu erhaschen. Von all der Spannung aber, die im Zimmer förmlich knisterte, schien Vreni nichts zu spüren.

Als wär's der einfachste Schritt auf dieser Welt, setzte sie sich später ins Chorgestühl. Den Kopf hielt das Mädchen leicht geneigt, die Hände lagen gefaltet im Schoss. Mag sein, dass Vrenis Wangen noch ein wenig roter als sonst glühten, aber nicht einmal ihre Stimme verriet, was in ihr vorging, als sie nach der Komplet am Altar vor die Priorin trat und um Aufnahme als Kandidatin ins Kloster bat...

Die Rickenbacher Schwestern brauchten wieder ein paar Monate, um ihre Ungewissheit abzustreifen. Vreni werde wohl, anders als so manche vor ihr in den zurückliegenden Jahren, bei ihnen bleiben. Das Mädchen sei «eine gute Tochter», sagen sie. Allmählich wird wieder Ruhe einkehren in Maria Rickenbach und die Tage werden ihren gleichförmigen Rhythmus wieder aufnehmen.

Nur die Zimmer im obersten Stockwerk des Kloster-Neubaus sind nicht länger verwaist. Es sind die schönsten Räume im Haus. Vor ihren Fenstern liegt eine ganz andere Welt: Die Berge thronen noch imposanter über dem Tal. Die Schlucht, die hinabführt nach Dallenwil, gräbt sich noch tiefer in den Fels. Die Sonne taucht, ehe sie scheinbar in Augenhöhe am Hori-

zont versinkt, den Himmel in ein noch mystischeres Licht.

Noch stiller ist es hier oben. Selten nur geht auf dem Gang eine Schwester vorüber. Denn das Noviziat liegt weit ab von den Werkstätten und Gemeinschaftsräumen. Ein wenig gleichen die Zimmer einer Schleuse: Nicht gleich vom ersten Tag an sollen die Kandidatinnen die Enge hinter Klostermauern spüren. Das Zusammen-Leben der Novizinnen soll ihr Einleben in die Schwestern-Gemeinschaft erleichtern. «Genauso habe ich mir das Kloster ausgemalt», sagt Vreni, «draussen kannst Du die Vögel zwitschern und den Wind pfeifen hören. Und hier drinnen stört nichts die Ruhe.»

Im Noviziat versucht Schwester Maria Andrea, die Novizenmeisterin, den Schwestern in spe die wichtigsten Grundregeln des Klosterlebens beizubringen. Sie erfahren etwas über die spezielle Lebensform als Klosterfrau. Am Übergang von der Zeit als Postulantin zum eigentlichen, ein Jahr dauernden Noviziat wird Vreni nicht nur ihre Kleider gegen die Tracht der Schwestern tauschen. Nur der weisse Schleier unterscheidet sie dann noch von den anderen. Nach dem Noviziatjahr wird sie für die Dauer von drei Jahren die Gelübde der Ordensfrau ablegen: Beständigkeit, Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam geloben.

Dann trägt sie auch einen neuen Namen, als sichtbares Zeichen für das neue Leben. Vreni darf drei Vorschläge machen. Die Priorin sucht darunter jenen Namen aus, den Vreni als Klosterfrau tragen wird. Stets aber ist der Name gekoppelt mit jenem der Mutter Jesu: Maria.

Bei der Profess-Feier erhält die junge Schwester einen Ring als sichtbares Zeichen ihrer «Vermählung» mit Gott. Drei



Was aussieht wie ein Betriebsausflug des Klosters, ist der Anmarsch zu einem harten Arbeitstag. Mit der Sesselbahn erklimmen die Schwestern von Maria Rickenbach den Haldigrat. Auf ihrem «Hausberg» grasen sie die Wiesen nach Kräutern ab. Den Tagesproviant bringen die Ordensfrauen im Rucksack mit.

Jahre bleibt die junge Profess-Schwester noch im Noviziat. Erst dann legt sie die ewigen Gelübde ab. Von diesem Tag an gibt es für sie kein Zurück mehr.

Das ist noch ein weiter Weg für Vreni. Unter der Ikone und dem grossen Kruzifix an der Wand hat sie eine Kerze entzündet, deren Schein sich in der goldenen Patina des Marienbildes spiegelt. Auf dem blauen Teppich liegen zwei Gebetsschemel. Die Kandidatin wartet auf Schwester Maria Andrea. Zusammen mit der Novizenmeisterin des Klosters will sie meditieren.

«Unsere Lebensform mit den Gebeten, der Stille und den Meditationen kann einen Menschen ganz für sich einnehmen», hat die Novizenmeisterin gesagt. Vreni

scheint dafür ein sichtbarer Beweis zu sein. Seit ein paar Jahren ist die Kirche zum Fixpunkt in ihrem jungen Leben geworden. «Wenn ich nicht jeden Tag in einer Messe war», sagt sie, «dann habe ich das Gefühl, mir fehlt etwas.» Warum, so fragt Vreni, danken die meisten Menschen dem Schöpfer allen Lebens nicht für das, was sie von ihm erhalten? «Wenn uns jemand etwas gibt oder uns hilft, bedanken wir uns doch bei ihm auch», sagt sie, «in die Kirche aber gehen wir, wenn überhaupt, dann nur einmal in der Woche.»

Das Bedürfnis, mehr zu danken, ergriff so sehr Besitz von ihr, dass sie dem täglichen Kirchengang sogar Freundschaften opferte. Wenn sie ein ums andere Mal Verabre-

dungen verschob, weil die Glocken zum Dankgebet riefen, dann musste sie schliesslich erkennen: «Die Kirche stand oft zwischen mir und anderen.»

Das ist ein wenig auch Anklage. Viele Pfarrer, erinnert sich Vreni, hätten es einfach nicht verstanden, mit den Jugendlichen zu reden. Ihre Freunde, die nicht wie sie durch die Eltern, in die Kirche mitgenommen wurden, standen stets abseits. «Die Pfarrer haben für sie oft einfach keine Zeit», macht Vreni als einen der Gründe dafür aus. Die Folge dieser Situation beschreibt Schwester Maria Andrea etwas theologischer: «Vielen jungen Menschen fehlt es am Glauben.» Der aber ist der wichtigste Grundstein, um sich auf die klösterliche Lebensweise einzulassen.

«Glaube ist nicht beweisbar, sonst wäre er nicht, was er ist, das grosse Wagnis», hat Martin Buber in seiner Dankrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1953 definiert. Sich einzulassen auf etwas, was nicht zu beschreiben und schon gar nicht zu belegen sein wird, diese Entschlossenheit verlangt die Novizenmeisterin jetzt auch von Vreni. Denn sie muss sich während ihres Postulats und hernach als Novizin und Schwester immer wieder für das Prinzip Glauben entscheiden. «Wer sich darauf nicht einlässt, der läuft weg», so beschreibt Schwester Maria Andrea, indem sie den Hauptvorwurf aufgeklärter Rationalisten an die Mystiker einfach umdreht, den wohl zentralen Grundsatz für ein religiöses Bekenntnis.

Vreni will sich der Aufgabe stellen: 21 Jahre ist sie jung, schlank, mit dunkelblondem Schopf. Vermutlich war sie zu Hause beliebt, denn sie ist kein Kind von Traurigkeit. Eine Einzelgängerin war Vreni nie: Sie sang im Kirchenchor und engagierte

sich in Umwelt- und in Dritte-Welt-Gruppen. «Und doch machten mir die Vergnügungen der anderen nie so richtig Spass», skizziert sie den kleinen Unterschied. Ob sie ausging mit Bruder und Schwester oder im Urlaub verreiste: «Ich war stets froh wieder daheim zu sein.»

Drei Zugstunden von Maria Rickenbach entfernt wuchs Vreni auf dem Land auf. Die Eltern sind nicht sehr begütert. Die Tochter aber kann sich mit dem Geld, das sie als Verkäuferin verdient, ein Auto leisten.

Schon früh half sie dem Vater, der als Sakristan die Dorfpfarrei betreut, vertrat ihn später, wenn er krank war. Sie war noch nicht ganz zwanzig Jahre alt, als sie mit dem Vater zu einer Wallfahrt aufbrach. «Die Messe dort hat mich sehr beeindruckt», sucht Vreni auch zwei Jahre nach diesem Erlebnis noch die passenden Worte: «Das hat mich mitgenommen», umschreibt sie das Gefühl, das in ihr den Entschluss reifen liess, ins Kloster einzutreten.

Zeit der Zweifel: Obwohl Vreni sich so sicher war, dass sie den Ruf ins Kloster gehört hat. War es richtig, sich in diesen eher kontemplativen Orden auf dem Berg zurückzuziehen, anstatt in der Welt zu missionieren? Die Entscheidung suchte das Mädchen wieder beim Beten: Gerade weil die alten Frauen in Maria Rickenbach so lange keine junge Schwester mehr bei sich aufnehmen konnten, hat Vreni sich für die Bergklause entschieden. «Eine muss doch auch hier wieder einmal neu beginnen», sagt sie.

Zeit auch der Widerstände. In der Firma suchte der Chef sie mit dem Angebot zu ködern, sie würde Filialleiterin, wenn sie bliebe. Die Freunde rieten ab, die Familie versuchte sie umzustimmen. «Immer nur

beten und arbeiten, das sei nichts für mich», lacht sie heute «über die ganz falschen Vorstellungen vom Kloster, die alle haben».

Auch da scheint Vrenis Situation nicht anders zu sein als jene fast aller Mönche und Nonnen. Berühmte Beispiele gibt es: Ein Biograph Martin Luthers etwa schildert das Fest, das der Magister am Abend des 16. Juli 1505 mit Freunden feierte, ehe er ins Erfurter Augustiner-Kloster ging. Die Freunde wollten auch ihn umstimmen. Den Eltern hat Luther vorsichtshalber erst gar nichts erzählt. Seinen Schritt teilte er ihnen in einem Brief mit.

«Diesen Weg alleine zu gehen», das fällt Vreni schwer. Auch wenn sie sich selbst

Durchhalte-Vermögen attestiert und ja ganz bewusst hier heraufgezogen war, Vreni fehlten die gleichaltrigen Gesprächspartnerinnen. Daran ändert auch nicht viel, dass die jüngste der Schwestern noch einmal mit ins Noviziat zog, damit Vreni in den Räumen nicht so allein sei. Andererseits macht die Postulantin hier eine ganz neue Erfahrung. «Ich hätte früher nie geglaubt, dass ich mit den älteren Schwestern so viel lachen könnte», sagt sie zum Beleg dafür, dass es hinter Klostermauern jene Schranken nicht gibt, die draussen die Generationen scheiden. Obwohl sie in ihrer Heimatgemeinde für den Pfarrer kochte und in der Altenpflege aushalf, war ihre Mitsprache doch nie richtig



Mittagspause in den Bergen: Die Schwestern wollen auf einem Gratvorsprung Spiegeleier brutzeln. In ihr Tischgebet schliessen sie auf den Kräuter-Touren in solch herrlicher Umgebung dann auch stets einen Dank für die Schönheit und den Reichtum der Natur ein.

gefragt, erinnert sich Vreni. Erst im Kloster wird das, was die 21jährige tut, von allen akzeptiert.

Jahre der Prüfung. Verzichten sei ihr nicht schwer gefallen, sagt Vreni. Vielleicht, scherzt sie sogar, habe die Familie sie nur deshalb so ungern ins Kloster ziehen lassen, weil sie dann ja nicht mehr mit ihrem Auto fahren konnte. Ihr jedenfalls fehle das Vehikel keinesfalls.

Nur ihre Tiere. Vreni schluckt, als die Sprache auf die Tiere kommt. Ihre Augen werden wässrig. Die Katzen, die im Klosterhof tollern, können die Lieblinge zu Hause kaum ersetzen.

Diese Tiere: Nicht nur Vreni hat eine so innige Beziehung zu ihnen. Auch viele der älteren Schwestern nutzen jede Gelegenheit, mit den putzigen Fellknäueln zu schmusen. Als im Kloster-Seminar noch die Kinder aus dem Dorf und dem Internat die Schulbank drückten, da konnten die Frauen ihre Liebe und Zuneigung diesen Mädchen und Buben widmen. Aber seit die Klassenzimmer verwaist sind, bleiben ihnen nur die Katzen.

Auch dies aber ist Teil des Lernprogramms. Verzicht und Gehorsam sind jene Vokabeln, die den Menschen draussen das Leben im Kloster so unerträglich erscheinen lassen. «Gehorsam ist etwas Schweres», räumt auch die Novizenmeisterin ein, die Klosterfrauen sehen darin jedoch keinesfalls eine Strafe. «Das zwingt uns nur immer wieder, uns darauf zu besinnen, warum wir hier sind», sagt die Novizenmeisterin. Das gesamte siebente Kapitel seines Regelwerkes hat Benedikt von Nursia der Demut gewidmet. In zwölf Stufen muss der Mönch sich den Weg dorthin erarbeiten, getreu dem Bibelwort: «Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst er-

niedrigt, wird erhöht.» «Es gibt, auch Queres durchzustehen», lehrt Schwester Maria Andrea ihre Schülerin eine ihrer wichtigsten Erfahrungen, «denn gerade dabei kannst Du die Hilfe Gottes spüren.» Das ist wohl die schönste Belohnung für die Entbehrungen des klösterlichen Lebens. Alle Schwestern haben es auf die unterschiedlichste Weise erfahren, jede auf ganz eigene Art erlebt. Doch ihre Beschreibungen haben allesamt denselben Kern. Als Vreni und die Novizenmeisterin versuchen aufzuschreiben, was Gott ist, erkennen beide rasch, dass er sich nicht mit Begriffen aus unserer menschlichen Vorstellungswelt fassen lässt. Gott lässt sich nur erleben, sagen die Schwestern.

Um diese Hilfe Gottes zu spüren, muss die Kandidatin ihn jedoch erst finden. Sie sucht mit Hilfe der Novizenmeisterin im Licht der brennenden Kerze. Wie das Dämmerlicht vor dem Fenster verblasst, scheint die Flamme unter der Ikone heller zu leuchten. Ihr leichtes Flackern lässt den Schatten zittern, den die beiden reglos sitzenden Frauen an die Wand werfen. Allmählich lösen sich im Zimmer alle Konturen auf. Nur das Licht der Kerze bleibt als Orientierungspunkt für die Augen.

Still sitzen die Schwester und ihre Schülerin. Allenfalls die rascher werdenden Atemzüge, so scheint es, zeugen von den inneren Kämpfen, die sie im Gebet durchleiden. Auf der Suche nach dem Licht.

Es ist der Vorabend des Erscheinungsfestes. Die Meditationsstunde endet mit einem Gebet der Novizenmeisterin: «Wer Dich findet, Herr, der muss sein Leben ändern.» Vreni will es wagen.

Aus dem Buch: «Zwischen Himmel und Erde» von A. Riedmiller und G. Pfitzenmaier aus dem Verlag Ellert und Richter.